

Wie der Weihnachtsbaum in die Welt kam

Bearbeitet von
Astrid Fritz, Andrea Offermann

1. Auflage 2014. Taschenbuch. 128 S. Paperback
ISBN 978 3 499 26718 5
Format (B x L): 14 x 18 cm

schnell und portofrei erhältlich bei

**beck-shop.de**
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Astrid Fritz

Wie der Weihnachtsbaum in die Welt kam



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Astrid Fritz



Wie der Weihnachtsbaum
in die Welt kam







Astrid Fritz

WIE DER
WEIHNACHTSBAUM
IN DIE WELT KAM

Illustriert von
Andrea Offermann



Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/
Cordula Schmidt
Umschlagillustration Andrea Offermann
Satz Stempel Garamond, InDesign,
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26718 5

*Meiner Mutter
und meinem Vater
gewidmet*



Jakob sprang erschrocken in Richtung Brückengeländer, wobei er ums Haar vor die Hufe eines Gespanns Pferde geraten wäre, die wild davonpreschten. Er hatte das laute Krachen noch im Ohr, als die Planken unter seinen Füßen plötzlich zu beben begannen. Die Menschen um ihn herum brachen in Schreckensschreie aus, stürmten angsterfüllt los und brachten den Boden damit erst recht zum Schwanken. Gleich würde es zu einem rücksichtslosen Gedränge kommen.

Seine Arme und Beine begannen zu zittern, und das nicht nur von der kalten Winterluft. Krampfhaft klammerte er sich an das armdicke Geländer und beobachtete, wie die Fußgänger, Reiter und Fuhrleute an ihm vorbei in Richtung rettendes Ufer hetzten. Das allerdings lag noch in weiter Ferne.

Ein zweites Mal rammte etwas gegen die hölzernen Brückenpfeiler, diesmal noch stärker. Es war, als ob die ganze Welt aus den Fugen geriet. Eine innere Stimme, die Jakob schon so manches Mal vor Unheil bewahrt hatte, hieß ihn, an Ort und Stelle zu verharren. Und schon sah er unter den Fliehenden die Ersten stürzen, Kinder brüllten nach ihren Müttern, Mütter nach ihren Kindern, mittendrin scheute ein Ross, glitt auf dem feuchten

Holz aus und rutschte in die Menge, wo jemand gellend aufschrie vor Schmerz.

Was für eine elende Fügung des Schicksals wäre das, schoss es ihm durch den Kopf, wenn er jetzt, fast am Ziel seiner gegläuckten Flucht aus Freiburg, in den eisigen Fluten des Rheinstroms jämmerlich ersaufen müsste. Oder wollte ihn der Herrgott womöglich für all die Missetaten seines jungen Lebens strafen?

Plötzlich vernahm er genau unter sich ein dumpfes Ächzen und Knarren. Er wagte einen Blick über das Gelände auf die Wassermassen, die schwarz und schaumig unter der Brücke hervorschoßen und in diesem Augenblick zwei ineinander verkeilte, mehr als mannsdicke Baumstämme mit sich rissen.

Jakob atmete auf. Das also war es gewesen, was die Balkenbrücke zum Wanken gebracht hatte. Der Sturm von vergangener Nacht musste diese mächtigen Bäume in Ufernähe entwurzelt haben, jener tosende Sturm, von dem auch Jakob gegen Abend auf freiem Feld überrascht worden war. Er hatte es gerade noch bis zu einer Mühle nahe des Marktfleckens Willstett geschafft, als die Böen so gewaltig wurden, dass er kaum noch aufrecht gehen konnte und der Regen ihm schmerzhaft ins Gesicht peitschte. Der mitleidige Müller hatte ihn gegen Hilfe im Stall bei seinen beiden Milchkühen übernachten lassen, und so hatte es Jakob, im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Nächten, wenigstens einigermaßen warm gehabt, und zum Morgenmahl hatte er sogar einen Becher frischer, fetter Milch erhalten.

«Macht doch langsam, ihr Leute, die Gefahr ist vorbei!», hätte er den Vorüberhetzenden am liebsten zugerufen, doch wer hätte

schon auf einen wie ihn, einen Halbwüchsigen in zerlumptem Gewand, gehört? Wie ein heimatloser Bettler sah er aus in den mehrfach geflickten, weiten Bauernhosen und dem abgewetzten Kapuzenmantel, unter dem er zwei Kittel übereinander trug.

Da erst bemerkte er das heulende Kind, das zu seinen Füßen auf den Planken kauerte, und strich ihm übers Haar.

«Brauchst keine Angst mehr zu haben.»

Doch der etwa fünfjährige Knabe heulte nur noch lauter.

«Suchst du deine Mutter?»

Der Junge sah ihn aus verquollenen Augen an und nickte. Jakob nahm ihn bei der Hand.

«Na, dann komm.»

Sie befanden sich ziemlich genau in der Mitte der weithin berühmten Langen Bruck, die mit ihren mächtigen hölzernen Pfeilern zwischen dem Dörfchen Kehl und der freien Reichsstadt Straßburg den Rhein überspannte. In langem Zickzack ging es über den Strom und die dazwischenliegenden Inseln hinweg, mehr als eine Viertelwegstunde lang, und nicht überall schützte ein Geländer die Reisenden.

Während Jakob mit noch immer weichen Knien losmarschierte, betete er zum heiligen Christophorus, dass die alte Brücke dem Treibgut des Hochwassers weiterhin standhalten möge. Wenigstens hatte sich die Aufregung der Leute inzwischen gelegt. Hie und da kümmerte man sich um Verletzte, doch Schlimmeres war dem Himmel sei Dank offenbar nicht geschehen.

Wenige Schritte weiter stieß Jakob auf eine einfach gekleidete Frau, die unter ihrer schweren Rückenkraxe gebeugt suchend

umherschaut. Ihr Gesicht war tränenüberströmt, und auf ihrer Stirn prangte eine frische, blutende Wunde.

Der Knabe an seiner Seite riss sich los.

«Mutter!»

«Mein Junge! Mein Hannes!»

Mit einem Schluchzen zog sie das Kind in ihre Arme. Jakob gab dem Jungen einen aufmunternden Klaps gegen die Schulter und wollte schon weitergehen, als die Frau ihn am Arm festhielt.

«Wie kann ich dir bloß danken? Ich dacht schon, ich hätt meinen Hannes auf immer verloren.»

«Ist schon recht», winkte Jakob ab.

«Nein, nein, warte – Geld hab ich keins, aber vielleicht magst ein Stücklein Brot?»

Allein bei dem Wort «Brot» begann Jakobs Magen unüberhörbar zu knurren. Seit Freiburg hatte er außer Beeren und dem letzten Fallobst des Winters kaum etwas gegessen. Die paar Münzen, die er dem Capitan nach jener unseligen Rauferei abgenommen hatte, mussten für den Wegezoll herhalten. Allein für das Betreten der Langen Bruck hatte er einen ganzen Heller abdrücken müssen, und der Eintritt nach Straßburg würde ihn gewiss noch einmal dasselbe kosten.

Die gute Frau wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. «Dann lang nur oben in meine Kraxe rein und hol uns das Brot heraus. Bist auf dem Weg nach Straßburg?»

«Ja.»

Jakob tat, wie ihm geheißen, und zog einen halben Laib Graubrot hervor. Als die Frau ihm auffordernd zunickte, brach er sich

einen Brocken ab und reichte ihr das Brot zurück. Er musste an sich halten, langsam und in kleinen Bissen zu essen.

«Danke», murmelte er mit halbvollem Mund. «Ihr solltet nach einem Bader sehen, mit Eurer Verletzung.»

«Nur eine Schramme. Bin nicht die Einzige, die zu Fall gekommen ist. Ein Wunder, dass da nicht noch mehr passiert ist. – Hier, nimm das», sie brach ihm ein weiteres Stück ab, «bis zum Neutor ist's noch eine gute halbe Stunde Wegs.»

«Vergelt's Gott», bedankte sich Jakob. Er verstaute das Brot in der Schulertasche, seinem einzigen Reisegepäck. «Soll ich Euch nicht in die Stadt begleiten? Ich könnte Euch die Trage abnehmen.»

Sie schüttelte den Kopf. «Ich muss gleich nach dem Brückentor rechts weg.»

Doch Jakob ließ es sich nicht nehmen, ihr wenigstens bis zum Ufer die Last abzunehmen. Dort verabschiedete er sich von der freundlichen Frau und ihrem Jungen. Einen kurzen Moment lang musste er gegen gänzlich kindische Tränen ankämpfen. Eine solche Warmherzigkeit hatte er schon lange nicht mehr erfahren, und so blickte er ihnen wehmütig nach. Die Frau hätte vom Alter her seine Mutter sein können, der kleine Hannes sein jüngerer Bruder.

Er lehnte sich gegen einen Baumstamm am Wegrand, zog das Brot aus der Tasche und verschlang es gierig. Erst jetzt, wo er innehielt, bemerkte er, wie kalt es inzwischen geworden war. Atemwölkchen stiegen ihm aus Mund und Nase, der vom letzten Regen durchmatschte Boden zu seinen Füßen war inzwischen

beinhart geworden. Da hatte das Unwetter vom Vortag dem bislang milden Dezemberwetter wohl endgültig ein Ende gemacht.

Fröstelnd blickte er zum Himmel. Eine milchige Sonne stand auf halber Höhe in Mittag, schimmerte kraftlos hinter hellgrauen Schleiern, und vom Vogesengebirge her, gleich hinter Straßburg, zogen schwere Wolken herauf. Witternd hielt er die Nase in die Luft. Ganz eindeutig roch es nach Schnee.

Jakob vermochte sich gar nicht mehr zu erinnern, wann er das letzte Mal Schnee erlebt hatte. Richtigen Schnee, der Häuser, Gassen, Wälder und Felder mit seinem blitzsauberen weißen Gewand überzog. Die letzten Winter waren viel zu mild gewesen, die Sommer hingegen so heiß, dass vielerorts die Erde aufbrach und die Flüsse austrockneten. Und doch konnte er dankbar sein für sein bisheriges Reisewetter. Bei Schneesturm und Eis wäre er erst gar nicht so weit gekommen, hätte die Strecke von Freiburg nach Straßburg niemals in vier Tagen geschafft. Von Sonnenaufgang bis weit in die Dunkelheit hinein war er marschiert, zu Anfang sogar fast im Laufschrift, so groß war seine Furcht gewesen, dass der Capitan oder auch dessen hündischer Vasall, der Welsche Geck, ihn noch hätten schnappen können.

Mit klammen Fingern streifte er sich die Kapuze über den Kopf und setzte seinen Weg fort. Es war nicht nur die Erschöpfung, die seine Schritte langsamer werden ließ. Plötzlich hatte er es ganz und gar nicht mehr eilig, die nahe Stadt zu erreichen, die gleich einem uneinnehmbaren Bollwerk vor ihm lag. Was würde ihn in Straßburg erwarten?

Hätte er dem Capitan doch nur die ganze Geldkatze weggenommen! Dann hätte er wenigstens fürs Erste ein Auskommen und müsste nicht den alten Halsabschneider Passpartutt aufsuchen. Das schreckte ihn nämlich noch viel mehr als diese große, fremde Stadt. Immerhin, tröstete er sich, war er nun weit genug weg, um vor der Rache des Capitans sicher zu sein.



Im Hause des Schneidermeisters Gervasius Gutlin herrschte großes Leid. Christoph, der älteste Sohn und mit seinem Geschick für das Schneiderhandwerk die große Hoffnung des Meisters, war nur wenige Wochen nach seiner Gesellenprüfung an Fleckfieber erkrankt. Gestern nun, an einem stürmischen Wintertag im Jahre des Herrn 1538, hatte der Tod den erst Siebzehnjährigen mit sich genommen, und das Jammern und Wehklagen wollte kein Ende nehmen.

Jetzt zu Mittag kehrte erstmals ein wenig Ruhe ein. Die letzten Nachbarn und Anverwandten, die mit der Familie die Totenwache gehalten hatten, waren heimgekehrt, um sich für die bevorstehende Leichenfeier zu richten. Nur noch Madlena Gutlinin, die trauernde Mutter, und deren älteste Tochter Johanna verharren in der Schlafkammer, in der der Tote seit dem Vortag aufgebahrt lag. Der Vater war mit den beiden Jüngsten längst nach unten gegangen.

Dabei hielt es auch Johanna kaum noch aus in dem stickigen

Raum. Sie war müde, und der schwere Geruch des Weihrauchs verursachte ihr Kopfschmerzen, aber sie wagte nicht, die Mutter allein zu lassen.

Auch sie trauerte selbstredend um Christoph, schließlich war er ihr Bruder. Doch obgleich sie den um drei Jahre Älteren früher sehr bewundert hatte, war sie nie recht warmgeworden mit ihm. Und seitdem sie selbst kein Kind mehr war, war die Kluft zwischen ihnen noch größer geworden. Vielleicht, weil sich Christoph mehr und mehr der Mutter anglich in seiner Selbstsucht und Dünkelhaftigkeit. Kaum, dass er den Gesellenbrief in der Hand gehalten hatte, sprach er bei jeder Gelegenheit davon, dass sie es bald besser haben würden. Dass er dafür sorgen werde, dieses schäbige Häuschen in der ebenso schäbigen Leimengasse schnellstmöglich wieder zu verlassen. Dass sie sich ein anständiges Haus leisten würden mit steinernem Erdgeschoss und einer richtigen Werkstatt darin, mit großen Fenstern, die viel Licht hereinließen. Im Stockwerk darüber dann eine Wohnstube, in der man sonntags Gäste empfangen könne und die natürlich mit einem hübschen, bunt verglasten Erker versehen sei, wie es bei den vornehmeren Bürgern jetzt Usus sei. Und in dieser guten Stube wären Decke und Wände mit Holz vertäfelt und Stofftapeten bespannt, ein breiter Wandspiegel mit Kerzenleuchtern davor würde dem Raum noch mehr Größe und Helligkeit verleihen, bequeme Scherenstühle und gepolsterte Lehnstühle würden zum Ausruhen einladen ...

Auf diese Art ging es weiter, in einem fort, und die Mutter hatte ihm jedes Mal, wenn er so schwadronierte, liebevoll und mit

einem kleinen Seufzer übers Haar gestrichen, während Gervasius Gutlin mutlos die Schultern einzog.

Ihr Vater tat Johanna zunehmend leid. Es war schließlich nicht seine Schuld gewesen, dass damals, als sie noch in der Schlauchgasse wohnten, der Brand in der benachbarten Schmiedewerkstatt auch ihr Haus erfasst und ihnen fast alles genommen hatte. Zu ihrem großen Glück war dies bei hellichtem Tage geschehen, zu Beginn letzten Sommers. Sie alle hatten das Feuer gerochen, das Prasseln und Knacken im Nachbarhaus gehört und waren hilferufend hinausgerannt. Doch bis der Türmer der nahen Kirche die Feuerglocke geläutet und der Löschzug auf der Gasse endlich die Wassereimer von Hand zu Hand gereicht hatte, war auch ihr Haus schon in Flammen gestanden. Das Werkzeug und die wertvollsten Stoffe hatten Christoph und ihr Vater noch herausholen können, auch ein wenig Hausrat und Geschirr, doch am Ende war vor ihren Augen das Haus zusammengestürzt – die Schreckensschreie ihrer jüngeren Geschwister und der Mutter gelten Johanna noch heute manchmal in den Ohren.

Den Schaden hatte ihnen niemand ersetzen können – der Schmied nicht, denn der war bei dem Versuch, das Feuer zu bekämpfen, ums Leben gekommen, und dessen Familie auch nicht, die durch den Brand in noch schrecklicheres Unglück gestürzt worden war als sie selbst. Sie konnten dem Herrgott immerhin danken, dass sie mit heiler Haut davongekommen waren und in der Leimengasse sogleich ein neues Obdach gefunden hatten. Doch zu Mutters großem Missfallen lebten hier sehr einfache Leute wie Strohschneider und Bürstenbinder, Kematfeger und

Mörtelknechte. Und ja, an Tagen mit Ostwind stank es wirklich gewaltig vom nahen Gerbergraben her, wo die Gerber ihre Häute reinigten und zum Trocknen aufspannten. Aber gab all das irgendwem das Recht, den Vater zu kränken? Nein, und ihrem hochmütigen Bruder schon gar nicht.

Sie spürte, wie der alte Zorn wieder hochkam, und schüttelte innerlich den Kopf: Angesichts von Christophs Tod durfte sie dem Bruder wahrhaftig nicht länger gram sein. Von unten hörte sie die jüngeren Geschwister miteinander streiten. Sie erhob sich von ihrem Holzschemel.

«Ich geh in die Küche und mach den Würzwein heiß für den Herrn Pfarrer», murmelte sie in Richtung ihrer Mutter, die am Bettrand kniete. «Er wird sicher bald kommen.»

Madlena Gutlinin blickte nicht einmal auf. Ihre Finger umklammerten das kleine Messingkruzifix, ihre Stirn war gegen Christophs gefaltete Hände gesenkt. Hin und wieder stieß sie einen Schluchzer aus.

Leise schloss Johanna die Tür hinter sich und atmete tief durch. Im Halbdunkel tasteten sich ihre Füße die steile Holzstiege nach unten in den Wohnraum, der zugleich als Werkstatt diente. Dort kauerte Gervasius Gutlin auf seinem Sitzkissen am Boden, den Rücken gegen den mit schweren Stoffen beladenen Schneidetisch gelehnt, und starrte vor sich hin. Johanna war gar nicht aufgefallen, wie grau sein schütteres Haar inzwischen geworden war.

In diesem Augenblick begannen die Glocken von Alt Sankt Peter zu läuten.

«Es geht bald los, Vater. Sie kommen ihn holen.» Johanna leg-

te ihm die Hand auf die Schulter und dachte daran, dass ihr Vater jetzt wieder allein seine hungrigen Mäuler durchfüttern musste. Den samtenen Hausmantel für ihren treuen Kunden Ratsherr Vogelsang, den einzigen großen Auftrag dieser Tage, würde er bis zum Neujahrstag niemals fertig bekommen.

Selbst wenn sie der Unterstützung der Zunft gewiss sein konnten, würde es schwer genug werden in den nächsten Monaten. Zumal die schlechte Ernte in diesem und im letzten Jahr eine große Teuerung hervorgerufen hatte. Ihre Mutter würde fortan nur noch mehr an ihrem Mann und an ihrem kargen Leben herumnörgeln. Christoph nämlich war ihr einziger Augensterne gewesen, die große Hoffnung auf ein besseres Leben. Für ihre anderen Kinder hatte sie kaum einmal einen Blick oder gar ein liebevolles Wort übrig. Was für eine freudlose Zeit in diesen dunklen Winterwochen!

«Willst du nicht mit in die Küche kommen?»

Ihr Vater antwortete nicht. Müde schweifte sein Blick zu der Nische unter der Holzstiege, wo Christoph immer hinter einem Leinenvorhang genächtigt hatte. Strohsack und Decke lagen noch da, als habe er seine Bettstatt eben erst verlassen. Kurzenschlossen zog Johanna den Vorhang vor und ging hinüber in die Küche, die unmittelbar an den Wohnraum grenzte. Dort hockten Jeckli und Gysel auf der Bank, der kleine Jeckli mit einem Stück Brot in der Faust, das er sogleich hinterm Rücken verschwinden ließ, seine um drei Jahre ältere Schwester Gysel in Tränen aufgelöst.

«Gib das Brot her», befahl Johanna. «Du weißt genau, dass das für den Herrn Pfarrer und für die Zunftleute gedacht ist.»